



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 3. April 1910.

(Glossen zu dem Besuch des Reichskanzlers in Rom und den Urteilen der Presse.)

Der Reichskanzler ist jetzt auf dem Rückwege von seiner römischen Reise begriffen und wird, wenn diese Zeilen unsern Lesern vorliegen, bereits wieder in der Wilhelmstraße seine Tätigkeit fortsetzen. Aber die politische Bedeutung der Reise haben wir uns schon ausgesprochen. Wir haben nachgewiesen, daß das Königreich Italien bei der Eigenheit seiner geographischen und wirtschaftlichen Lage sowohl die Verständigung mit den das Mittelmeer beherrschenden Westmächten, als auch die Anlehnung an die beiden mitteleuropäischen Kaiserkräfte notwendig braucht. Nachdem die Entwicklung im nahen Orient und die damit im Zusammenhang stehenden Ereignisse die italienische Politik etwas weiter in der erstgenannten Richtung, d. h. also an die Seite der „Triple-Entente“ Frankreich-England-Rußland geführt und zeitweise sogar in einen fast peinlich wirkenden Gegensatz zu Osterreich-Ungarn gebracht haben, ist bei den weiterblickenden, verantwortlichen italienischen Staatsmännern das Bedürfnis erwacht, die andre Seite ihrer Politik wieder stärker zu betonen. Dazu hat ihnen der Besuch des deutschen Reichskanzlers als willkommene Gelegenheit gedient. Wenn bei uns nun kritische Stimmen laut geworden sind, die im Tone der Verärgerung und des empfindlichen Schmollens gegenüber dem schwankenden Bundesgenossen fast so weit gehen, die Zurückweisung der italienischen Annäherung zu empfehlen, weil sie ja doch nicht aufrichtig gemeint und nicht von Dauer sei, so ist ein solcher Standpunkt schwer zu verstehen. Politisch urteilslose Leute mögen sich wohl von dem Eindruck beherrschen lassen, daß ein Bundesgenosse, dessen Presse uns fortwährend Zeichen von mindestens kühler Gesinnung, wenn nicht von Gehässigkeit und Unfreundlichkeit gibt, und auf dessen nachdrückliche Hilfe im Falle einer kriegerischen Verwicklung schwerlich zu rechnen ist, keinen besondern Wert für uns habe. Für politisch denkende Leute können das aber keine Gründe sein, Freundlichkeiten, die uns von dieser Macht aus sorgfältig erwogenen sachlichen Gründen dargeboten werden, zurückzuweisen. Denn sie wissen eben, daß Sympathien und Antipathien dabei keine Rolle spielen, und daß die Wärme und Herzlichkeit, mit der sich Italien immer wieder zu uns zurückwendet, wenn seine Politik eine Zeitlang in andre Bahnen abgeschweift ist, weder auf Gefühlseligkeit noch auf der Absicht der Täuschung beruht, sondern die im Verkehr zivilisierter Völker selbstverständliche Form und Einkleidung einer sachlichen Notwendigkeit ist. Diese Notwendigkeit müssen wir klar und kühl zu unserm Vorteil benutzen, und es ist dabei zunächst gleichgültig, welcher der beiden Teile von dieser Annäherung den größern Vorteil zieht. Wenn Italien aus der Bundesgenossenschaft mehr Gewinn hat als wir, so liegt darin für uns kein Grund, auf jeden Gewinn daraus zu verzichten; im Gegenteil liegt darin für uns die größere Sicherheit. Es macht deshalb einen kindlichen und geradezu lächerlichen Eindruck, wenn deutsche Blätter sich wieder große Mühe geben, den deutschen Michel mit besondrer weiser Überlegenheit davor zu warnen, daß er die Freundlichkeiten der italienischen Presse und der italienischen Staatsmänner anlässlich des Reichskanzlerbesuchs für bare Münze nehme. Diese Warnungen sind sehr überflüssig, und das dabei stets hervortretende Bedürfnis, das nationale Selbstgefühl dadurch zu unterstreichen, daß man von Italien verlegend und geringschätzig spricht, wirkt sogar direkt schädlich. Schädlich nicht etwa deshalb, weil wir uns nicht erlauben dürften, andern auch einmal gründlich die Meinung zu sagen, wenn es ein vernünftiger Zweck fordert, sondern deshalb, weil diese Art, unser Verhältnis zu

Italien zu behandeln, eine einfache politische Dummheit ist. Als ob damit etwas gewonnen wäre, wenn wir der nach unserm Geschmack etwas zu lebhaften und deklamatorischen südländischen Art, den Wunsch nach freundlicher Annäherung und Aussprache auszudrücken, eine entsprechende Portion nordischer Härteigkeit und gewöhnlicher Unhöflichkeit entgegensetzen! Daß die unabhängige Presse mit der Sprache freier herausgeht als die amtlichen und halbamtlichen Kundgebungen, die die Formen diplomatischer Höflichkeit sorgfältig festhalten müssen, ist selbstverständlich; schwerer verständlich für den nachdenkenden Politiker ist es, wenn deutsche Blätter es sich nicht versagen können, jedesmal ihre Meinung durch Ver-spottung der amtlichen Äußerungen einzuleiten und zu stützen, anstatt, wie dies in andern Ländern in der Regel geschieht, darin eine Form zu sehen, die in repräsentativer Weise eine allgemeine Stimmung festlegt und gar nicht den Anspruch erhebt, inhaltsreiche Eröffnungen zu bringen. Das trat auch jetzt wieder hervor. Amtliche Mitteilungen hoben natürlich die herzlichen und sympathischen Begrüßungen der italienischen Presse hervor und erwiderten sie gebührend mit entsprechender Höflichkeit und Wärme. Anstatt unter verständnisvoller Festhaltung dieser Grundlage die Schilderung der Lage mit höflicher Zurückhaltung zu ergänzen und zu vertiefen, gefiel sich ein Teil unsrer Presse darin, die erwähnten amtlichen Äußerungen zu verspotten und abfällig zu kritisieren, vor allem darin einen Beweis für die Leichtgläubigkeit, Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit unsrer Diplomatie zu finden. Vielleicht haben diese Betrachtungen wenigstens den Zweck erfüllt, daß sie im Leserkreis dieser Zeitungen den Eindruck besondrer Selbstständigkeit und Überlegenheit des Urteils erweckt haben; nach außen konnten sie nur in entgegen-gesetzter Weise wirken. Namentlich dem Südländer, dem Romanen, müssen sie als ein Zeichen politischer Unkultur erscheinen, als ein Ausfluß zweckwidriger Denkweise. Das Zwecklose und Zweckwidrige aber bedeutet in der Politik dasselbe, was im religiös-sittlichen Leben die Sünde ist.

Wesentlich anders ist die Frage aufzufassen, ob der Besuch des Reichskanzlers in Rom überhaupt notwendig und gerechtfertigt war. In verschiedenen politischen Kreisen Italiens hat, wie nicht zu leugnen, die Auffassung bestanden, daß dieser Besuch ein Ausdruck der deutschen Initiative sei, um seinerseits die Annäherung an Italien zu suchen, und das hat natürlich den Italienern, die nichts vom Dreibund wissen wollen, — und diese sind in den breiteren, der politischen Verantwortung und Erfahrung ferner stehenden Schichten des Volks zahlreich genug, wenn nicht in der Mehrzahl, — gewaltig den Kamm schwellen lassen. Man muß aber die Gegenfrage stellen: Wären diese dreibundfeindlichen Elemente geschwächt und in den Hintergrund gedrängt worden, oder hätte es den Dreibundsfreunden etwas genügt, wenn Herr v. Bethmann Hollweg zu Hause geblieben wäre? Wir glauben, es wäre das Gegenteil eingetreten, und zwar wegen des Zusammenhangs dieser Besuchsfrage. Der Austausch von Besuchen zwischen den leitenden Staatsmännern der Dreibundmächte ist bereits zu einem Herkommen geworden. Zuletzt war es Graf Aehrenthal, der sehr bald, nachdem er die Geschäfte vom Grafen Goluchowski übernommen hatte, sich dem Deutschen Kaiser vorstellte und den Fürsten Bülow aufsuchte. Ein Besuch in Wien und die Erfüllung der gleichen Höflichkeit dort war für Herrn v. Bethmann Hollweg im Herbst unvermeidlich. Hätte er sich auf diesen Besuch ostentativ beschränkt, so wäre zwar der Dreibund um deswillen nicht aufgelöst worden, aber zweifellos wäre es in den dreibundfreundlichen Kreisen Italiens als eine Zurücksetzung und somit als eine Erschwerung ihrer Politik empfunden worden; in solchem Sinne wäre es vor allem von ihren Gegnern aufgefaßt und ausgebeutet worden. Die politische Klugheit verbot der

deutschen Politik, den Gegnern des Dreibundes diese Handhabe zu geben, und so ergab es sich von selbst, daß sich der Reichskanzler der Pflicht bundesgenössischer Höflichkeit nicht entzog. Daß dann der Erfüllung dieser Pflicht eine wärmere Form gegeben wurde, war das Werk des Königs von Italien und der italienischen Staatsmänner, und es bestand kein Grund, dem auszuweichen. Strömungen und Stimmungen im italienischen Volke können für uns nicht maßgebend sein. Die Tatsache, daß die Italiener ein kluges Volk von alter Kultur sind, das in allen Beziehungen des modernen Wirtschaftslebens entschieden vorwärts strebt, ist für uns wichtiger als die Einzelercheinungen ihrer nationalen Eigenart, an denen wir vielleicht manches auszusetzen haben.

Sonderbare Kommentare sind auch an den Besuch des Herrn v. Bethmann Hollweg beim Papst geknüpft worden. In Wahrheit ist die Bedeutung dieses Besuches mit wenigen Worten zu umschreiben. Der Papst ist in seinen Beziehungen zu den weltlichen Mächten völkerrechtlich als Souverän anerkannt, und die preußische Regierung unterhält bei ihm einen diplomatischen Vertreter. Diese einfache Tatsache schließt für den preußischen Ministerpräsidenten bei einem offiziellen Besuch in der Residenz des Papstes die Verpflichtung ein, sich auch dem Papst vorzustellen. Daß diese Gelegenheit benutzt werden sollte, um schwierige kirchenpolitische Fragen zu erörtern, wird jeder, der nicht blindlings den Ausstreuungen der klerikalen Parteipresse oder den ängstlichen Prophezeiungen antiklerikaler Kampfhähne Glauben schenkt, von vornherein für sehr unwahrscheinlich halten. Die Unterredung kann sich nur in unverbindlichen Formen bewegt haben und kann nur dem Zweck gedient haben, persönliche Eindrücke zu gewinnen. Man darf also getrost alle Berichte und Vermutungen, die darüber hinausgehen, in das Reich der Fabel verweisen.

## Von neuen Büchern

(Schluß aus Heft 13)

Auf welchem Wege eine weibliche Natur ähnlicher Herkunft wie Lily Braun zwar auch aus dem Banne des Herkömmlichen, aber doch zu ganz andern Zielen gelangt, zeigt das Lebensbild der im vorigen Jahre viel zu früh abberufenen Freitin Frieda von Bülow, das Sophie Hoehstetter (bei Carl Reißner in Dresden) herausgegeben hat. Das Werk fesselt besonders auch deshalb, weil nicht nur von Frieda von Bülow, sondern auch von ihren tapfern Geschwistern die Rede ist, von jener hochbegabten Novellistin Margarethe von Bülow, die bei der Rettung eines Kindes auf dem Rummelsburger See ertrank, von dem Bruder, der in unsern Kolonien das Leben ließ. Wunder schön rundet sich das Bild unsrer ersten Kolonialnovellistin Frieda von Bülow durch die Briefe und Aufzeichnungen, die das Werk von ihrer Hand bringt. Daß es freilich eine volle Charakteristik der Schriftstellerin brächte, kann ich nicht sagen. Ich glaube Sophie Hoehstetter, daß Frieda von Bülow sich nicht ganz in ihren Werken ausgab, oder nicht Dichterin genug war, ihr Letztes herauszuholen, wenn sie für die Öffentlichkeit schrieb — aber mir fehlt die Analyse, die kritische und ästhetische, dessen, was sie nun gegeben hat. Wir lernen Frieda von Bülow aus dem Buche wohl lieben, aber doch nicht ganz kennen, die tapfere Frau, die als Krankenpflegerin in die Kolonien ging, mit ihrer leidenschaftlichen Energie Neues und heldenhaft Barmherziges schuf und dann als